

Kapitel 2

Ich glaube an mich.

Kindsein braucht keine Farbe

Was, wenn die Tochter ein Sohn sein will? Das fragte ich mich selbst oft – lange, bevor ich meinen Eltern diese Frage endlich stellte. Sehr lange davor. Seit ich denken kann, befand sich meine männliche Seele wissentlich in einem weiblichen Körper – bevor ich den Schritt wagte, meinen Eltern davon zu erzählen. Im Kindergarten war es noch Angst – die Sorge, nicht sein zu dürfen, wer ich war. Ich wusste jedoch nicht, woher diese Angst kam. Heute frage ich mich oft, wie ich mir schon so früh, in diesen jungen Jahren, dieser Sache bewusst sein hatte können – dessen, dass ich immer ein Junge gewesen bin, ein Mann. Niemand hat mir je gesagt, dass ich meine wahre Identität hinter einer Maske verstecken muss – und dennoch tat ich es von klein auf. Hätte ich damals auch nur geahnt, wie sich alles entwickeln würde – ich hätte es meinen Eltern erzählt. Und mir wären damit vielleicht viele Sorgen, Schmerzen und ganz viel innerer Kampf erspart geblieben.

Aber mein Weg sollte ein anderer sein.

Als Kindergartenkind habe ich bemerkt, dass es *einfacher* war, Anja zu sein – oder zu spielen. Das Mädchen – und nicht der Junge, der sich immer wieder in mir aufbäumte, sich in kleinen Gesten bemerkbar machte.

Als Volksschulkind lernte ich mit kleinen Schritten auch die Welt außerhalb dieses sicheren Bereiches kennen, außerhalb meiner Komfortzone. Nicht nur räumlich, auch seelisch.

Bilder aus der Volksschulzeit

Es war 1993, als ich in die erste Klasse Volksschule kam. Als Anja – mit ihren langen braunen Haaren und der grünen Schultasche, die bei näherem Hinsehen ein Ninja-Turtles-Rucksack war. Wie sehr hatte ich mir den gewünscht – und von meiner Oma zur Einschulung geschenkt bekommen. Zur Erinnerung: Es waren die 90er-Jahre. Immer noch die Zeit einer klaren Einteilung, eines Schubladensystems. Vor allem in ländlichen Gebieten. Was eine Schultasche mit den Ninja Turtles damals bedeutete? Eine kleine Revolution. Und die war wichtig – zu einer Zeit, in der Wege vorgeformt schienen, in

die Farben Blau und Rosa eingeteilt – und die Rollen klar verteilt. Natürlich hatte ich damals noch nicht das Bewusstsein und den Weitblick, auf dieser Einbahnstraße anzuhalten und nach einem anderen Weg zu suchen. Ich war Teil dieser Aufführung und beherrschte meine Rolle. Ich bemerkte in der Schule aber bald, dass es nicht mehr so leicht wie im Kindergarten war, nicht aufzufallen – da gab es keine Puppe, die mir die nötige Tarnung verschaffen konnte. Ich musste mir ein paar taktische Schachzüge ausdenken, damit ich Teil dieser Masse bleiben konnte und dazugehörte. Meine langen braunen Haare waren für mich dabei von großer Bedeutung, da ich mit ihnen in dieses damalige Bild passte. Wie ein Schleier halfen sie mir, mich zu verbergen. Meine äußere Erscheinung und meine zurückhaltende Art machten aus mir ein schüchternes Mädchen, aber noch lange keine Außenseiterin. Auch wenn mein Verhalten und mein Ninja-Turtles-Rucksack Andeutungen hätten sein können – niemand ahnte, was wirklich los war. Zumindest wagte es niemand, diese Gedanken auszusprechen. Und dabei wollte ich es belassen. Mit der Zeit gehörten mein burschikoses Auftreten und meine langen Haare einfach zusammen – und zu mir. Typisch Anja eben.

Wie mir manche aus dem Dorf Jahre später erzählten: Manche dachten einfach, dass ich mir noch nicht sicher war, wer ich sein wollte. Dass sich das dann schon *auswachsen* würde. Niemand konnte mein Verhalten einschätzen – mussten sie ja aber auch nicht. Das Wichtigste für mich war damals, dass meine Mitschülerinnen und Mitschüler mich annahmen und mein Verhalten keine Zweifel schürte, dass dieses Mädchen, für das ich mich in meinen Augen ausgab, auch wirklich echt war. Ich konnte jeden Tag zur Schule gehen, meine Freundinnen und Freunde sehen und damit jeglicher Konfrontation aus dem Weg gehen. Und das war gut so.

Die ersten Schuljahre ging das auch problemlos. Wir waren Kinder. Freigeistig, offenherzig, unbedarft. Aber die Seile zogen an uns, wollten uns Stück für Stück in Richtung Erwachsenwerden ziehen. Es war also nicht verwunderlich, dass mir eine Freundin nach der anderen erzählte, dass sie einen Freund habe. Einen echten. Sie hielten Händchen, teilten Bussis auf Wangen aus und kicherten, wenn sie einen Zettel auf ihrem Platz fanden.

Willst du mit mir gehen?

Ja, nein, vielleicht.

Die Antwortoptionen auf diesen kleinen Liebesbriefen passten zu den Gedanken, die in meinem Kopf kreisten.

Willst du dazugehören? Ja.

Willst auch du einen festen Freund haben? Nein.

Wird diese Situation mit der Zeit zu verwirrend? Vielleicht.

Die letzte Antwort war aber eigentlich klarer, als ich mir eingestehen wollte – die ganze Angelegenheit wurde immer verwickelter und ziemlich verwirrend. Für Außenstehende, aber vor allem für mich selbst. Ich spürte, wie das Leben drauf und dran war, mich aus der Komfortzone zu schmeißen.

Es war, als hörte ich einen Gong.

Runde eins meines inneren Kampfes.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich ziemlich gut damit arrangiert, meine wahre Identität zu verbergen und für alle einfach nur Anja zu sein. Aber dann bemerkte ich, dass das nicht ohne inneren Widerstand funktionierte. Keine Chance – so zu tun, als wäre es mein größter Wunsch, in der Volksschule einen festen Freund zu haben. Rosa Herzchen in mein Diktatheft kritzeln und meine Freundinnen mit einem *Möchtegernfreund* beeindrucken. Mein wahres Ich wollte raus, gehört und gesehen werden.

Die Jahre davor war das immer so selbstverständlich passiert – ich hatte keine klaren Grenzen gesetzt, vieles einfach *zugelassen*, weil es nicht wichtig gewesen war. Es hatte keine negativen Auswirkungen, ich zu sein. Aber da war der Moment, in dem meine innere Freiheit zur Vergangenheit wurde. Ich war vor den Kopf gestoßen. Von mir, vom Leben, von der Liebe. Das Gefühl, das einfach nicht zu meinem Körper passen wollte, wurde immer lauter und rebellischer. Und ich hatte immer mehr Mühe, es im Zaum zu halten. Klar konnte ich mitspielen, kleine Briefchen ausfüllen und so tun, als würde mich dieser *Mädchenkram* interessieren. Und manchmal ertappte ich mich dabei, die Bildgeschichte in meinem Hausaufgabenheft mit einem Haus, Kindern und einem Mann zu malen und darunterzuschreiben, wie sehr ich mir dieses Leben wünschen würde. Aber das machte mich alles nicht glücklich. Was mich wirklich glücklich machte, war die Zeit mit meinem kleinen Bruder im Garten meiner Großeltern. Hier konnte ich Anja sein – das Mädchen, an dem ein Junge verlorengegangen war. Genau das sagte mir meine Oma immer wieder und lachte dabei. Manchmal kam es mir so vor, als spürte sie, dass da was Wahres dran war. Aber – wie ich behielt sie ihre Gedanken für sich und schenkte mir stattdessen ein Lächeln ... mit einem großen Stück Kuchen. Oft halfen Marius und ich Opa mit dem Holz. Ich war ziemlich gut darin, mit der kleinen Axt Holz zu spalten. Auch wenn das so gar nicht zum damaligen Bild eines Mädchens passte. Bei meinen Großeltern im Garten, da waren mir alle Masken, Deckmäntel und Fassaden egal. Hier fühlte ich mich zu Hause und sah keinen Grund, ihnen etwas vorzumachen. Leider wurde mir aber mit jedem Tag bewusster, dass ich so nicht überall sein konnte. Und komischerweise dachte ich, dass das genau in meinem wahren Zuhause am wenigsten möglich war – gegenüber meinen Eltern. Das Warum erkenne ich bis heute

nicht ganz, Erinnerungen an Kleinigkeiten verschwimmen schon. Vielleicht war es einfach der eine Ort, an dem mir Liebe und Akzeptanz am wichtigsten waren ... und auch heute noch sind?

Ein Tag ganz ohne Farben – Oder etwa nicht?

Bei meiner Erstkommunion, am Weißen Sonntag, war Mama wahnsinnig stolz. Sie schwärmte davon, wie ich mit dem wunderschönen weißen Kleid durch die Kirche stolziert war. Ich war mir jedoch damals schon ziemlich sicher: *Stolzieren* war definitiv kein Wort, das zu mir passte. Meine Erstkommunion war nämlich die reinste Katastrophe. Bis kurz vor diesem besagten Weißen Sonntag im April hatte ich jeden Tag zu Gott gebetet, dass wir in unserer Gemeinde Kutten bekommen würden – solche wie in den Nachbargemeinden.

Alle einheitlich, Jungs wie Mädchen.

Ich fieberte dem letzten Vorbereitungstag vor diesem Sonntag mit all meinen positiven Gedanken entgegen. „Alles wird gut, wir werden Kutten bekommen und es wird ein total entspannter Tag für mich. Wir werden alle gleich aussehen und ich werde mich nicht in ein Mini-Hochzeitskleid quetschen müssen und so tun, als würde es mir Spaß machen, Prinzessin zu spielen.“ Falsch gedacht. Gott war wohl ein wenig zu beschäftigt mit den wichtigeren Dingen, um diesen Tag nicht eskalieren zu lassen. Oder mein „Hi Gott, bitte schick uns Kutten!“ war falsch adressiert gewesen. Immerhin bekamen alle Kinder in den Nachbargemeinden Kutten – alle. Ich versuchte, es nicht persönlich zu nehmen, Gott nicht böse zu sein und mein Schicksal anzunehmen. Zur Freude meiner Mutter. Die suchte für mich das allerschönste Kleid aus und machte mir klar, was sie von Kutten hielt. Das Thema Kutten war endgültig durch, das musste ich mir dann eingestehen. Meiner Mutter zuliebe wollte ich es durchziehen. Ich trug dieses weiße Prinzessinnenkleid ganze viereinhalb Stunden – aber keine Minute länger. Als ich nach der Prozession, der Feier in der Kirche und dem nervenaufreibenden Fototermin mit meiner Familie ins Gasthaus fuhr, war ich raus. Ich schälte mich noch im Auto aus diesem Haufen Tüll, schlüpfte in meine Jeans und übergab meiner Mutter ohne Kommentar ihr Kleid. Ich musste mich auch nicht erklären, mein Blick sagte mehr als tausend Worte.

Aus Blau und Rosa wird Schwarz und Weiß

Ich war in den Wochen nach der Erstkommunion wortkarg geworden. Ich hatte gelernt, dass es mühsam war, der Welt etwas vorzuspielen, und dass es mindestens genauso kräftezehrend war, dagegen anzukämpfen. Gegen das Bild, das die Gesellschaft von mir und allen Mädchen und Jungs dieser Welt hatte. Wir wurden alle größer, wuchsen aus unseren Babystraplern heraus, wurden durch die vorgefertigten Farbpaletten gezogen. Schubladen und die *So-muss-es-sein-Behauptungen* blieben. Schlimmer noch – die Messlatte wurde noch höher, von den eigenen Erwartungen gar nicht zu sprechen. Wollte ein Junge zum Ballett, war das für die Mehrheit mindestens genauso verstörend wie ein Mädchen, das Mechanikerin werden wollte. Die Zeichnung der strengen Rollenbilder war in diesem Stadium meines Lebens bereits besiegelt, seit Jahren geformt. Und ich? Ich stand wieder einmal zwischen den Stühlen. Das wurde zu meinem ungewollten Lieblingsplatz. Wie gerne hätte ich mich auf die Seite der Jungs gestellt, hätte wild und ungestüm meinem Lebenstraum hinterhergejagt: der Bildgeschichte von damals ... mit Haus, Kindern, Hund – und einer Frau. Aber das war – damals – als Mädchen einfach nicht denkbar. Das gab es einfach nicht. Oder durfte es nicht geben? Nicht, dass es nicht realisierbar gewesen wäre, als Frau eine Familie mit einer Frau zu haben. Mit anderen Rechten als heute, mit anderen Möglichkeiten. Aber irgendwie. Darüber war ich damals schon aufgeklärt genug. Aber für mich wäre es undenkbar gewesen, *als Frau* ein Zuhause und eine Familie mit einer Frau zu gründen. Ich hatte nie das Gefühl gehabt, lesbisch zu sein.

Ich wollte das alles als Mann erleben. Aber auch das schien zu dieser Zeit unmöglich. Darum wurde es zu meiner obersten Priorität, den Schein zu wahren und so zu tun, als hätte ich die gleichen Wünsche wie die Mehrheit der Mädchen in meiner Klasse. Der Rest würde sich schon irgendwann ergeben. Anerkennung und Liebe waren mir zu diesem Zeitpunkt wichtiger als meine Träume. Und das Risiko, ausgestoßen und nicht akzeptiert zu werden, wurde für mich zur größten Bedrohung. Eine, die ich mit allen Mitteln abwehren musste. Auch wenn das bedeutete, meinen Herzenswunsch aufgeben zu müssen. Zumindest für diesen Augenblick.

Bis zu meinem Coming-out rund 20 Jahre später würde ich noch oft an diese Momente meiner Volksschulzeit zurückdenken. Und auch heute denke ich nach – mit dem Wissen, was möglich gewesen wäre, wenn ich mit sechs Jahren zu mir und meinen Gefühlen gestanden hätte. Ich hätte bereits in der Volksschulzeit mit einer Psychotherapie beginnen und mein Leben von Anfang an auf meinen Traum ausrichten können. Männliche Hormone zu Beginn meiner Pubertät hätten mir geholfen, nicht einmal das Eintreten der Menstruation erleben zu müssen und gleich in einen männlichen Hormonhaushalt zu wechseln – samt Stimmbruch und Bartwuchs.